Erscheint täglich
Sonderbeilagen
„Sport-Nachrich
„Heimat und
„Sauerland“
möglich bei der
Anzeigen bis vo
Geschäft
Nr. 109

Heute vor
Abgeordneten
festes Ha
genehme Präsi
Platz ein mächt
und roten
der Präsident
gegenangenommene
Ehrenpräsidenten
ausgesprochen.
für ein paar M
und verschwind
sem ist kein
bank noch auf
tags gewichen.
ordneten sehen
auch alles, was
innert. Wenig
man schon wi
drin.

Die Tagesa
an. Zwei An
schaltende
delt sich nämlich
zur Strafverfo
marck erteilt
gangen hat, m
Buch Lanzen
Er hat die Po
nach dem Wil
den Kabi kommen
mehr einmal d
verständnisvoll
mung im Hau
Abg. Feder
des Verbotes
gruppe forder
vormärzlich
unterdrückt wo
tigen Besprech
den, kann mo
darüber unter
netten Kampf
Einleitung sch
¼4 Uhr, 30 M

Den Platz
Blumenstr
betritt, wird
Bijeprächt
Worte an
Er gibt seinen
der in alter
Er spricht die
Weise und in
Humor, über
lange ausführ

Reichstag
lichen Verrich
zur Erledigung
gelangt sind.
fizierten aus
auf sich geno
Reichstages
der Erwartung
Aufgaben des
schlichten und
heit erledigt
soll.

Ein Ar
Stendal auf
geordneten
gen Uebertre
ausschuß über
nehmigung
Hegermann
lung der Pol

Vor Ein
Fritz Matt
keit gegen die
Polizeipräsiden

zu besehen, sie sollen ins Haus gehen und ihre Röcke wieder anziehen, worauf eine schlagfertige englische Schriftstellerin sehr weise erwiderte, sie spreche im Namen aller Frauen, wenn sie behaupte, daß sich ein weibliches Geschöpf durchaus nicht weigern will, einen Rock anzuziehen, wie es jetzt die Männer mit ihren weiten Beinkleidern täten. Es sei nicht nur eine vorübergehende Mode, sie stände vielmehr im ursächlichen Zusammenhang mit den veränderten Eigenschaften und Fähigkeiten der Männer von heute. Die Replik aus den Reihen der doppelt Beruckten, „die Frauen wissen es ja tatsächlich, daß sie in ihren Humpelröcken nicht vorwärts kämen“, kann leicht pariert werden. Jene sind nur Aushängeschild, zeitgemäße Reklamen. Will eine Frau wirklich vorwärts kommen, dann zieht sie solche Hosen an, wie sie die Männer einmal trugen.

—⊙—

Scheffel auf der Hochzeit seiner Geliebten

Viktor von Scheffel, geboren 1826, gestorben 1886, hatte sich in Emma Heim, seine Cousine, verliebt. Aber sie zog ihm, dessen Zukunft ihr unsicher erschien, Hektor Mackenrodt vor, einen weltgewandten Kaufmann, der eine Porzellanfabrik vertrat.

Die Hochzeit war auf den 10. August 1854 festgesetzt und zwar sollte sie in Freiburg stattfinden, wo sich der Vater der Braut, Apotheker Heim, als Rentner angekauft hatte. Der Vater des Dichters, Major Scheffel und die Seinen wurden dringend zu der Hochzeit eingeladen. Der alte Major wollte bei dem Fest auch nicht fehlen, und er forderte den Sohn auf, ihn zu begleiten.

Viktor fuhr auch mit, aber er war in verzweifelter Stimmung, wie von einem Dämon getrieben.

Das Heim'sche Haus in der neuen Vorstadt war mit Gästen überfüllt. Die Braut hatte sogar zur Großmutter, des Apothekers Mutter, in den obersten Stock ziehen müssen.

Am 9. August spät abends kam der Major mit Vik an. Emma war schon zur Ruhe gegangen.

Am nä en Morgen versammelten sich alle Hochzeitsgäste in dem unteren Stock in einem großen Zimmer, um zur Kirche zu fahren. Nur der junge Scheffel fehlte.

Er suchte Emma im ganzen Hause und traf sie auf der Treppe, die vom obersten Stock herabführte. Sie war im Brautkleid, vom Schleier umhüllt.

Von seiner Empfindung überwältigt, kniete Scheffel auf den Stufen nieder und bedeckte Emmas Hände mit Küssen. Dann erhob er sich, drückte ihr die Myrten in die Haarflechten und küßte sie. Darauf schritten sie hinunter zu den Gästen.

Der Dichter blieb während des ganzen Hochzeitsfestes schweigend. Längst vor dem Ende brach er auf, ohne sich zu verabschieden.

Der aufregenden Nachbildung dieses Erlebnisses verdankt wohl das Kapitel “Verstoßung und Flucht“ im „Ekkehard“ seine innere Glut.

—⊙—

Tarnhandschuh

Die Bekleidungstechnik scheint es sich zur Aufgabe gemacht zu haben, Bedeckungen zu entdecken, die so wenig wie möglich verdecken. Eine solche Errungenschaft ist der unsichtbare Handschuh oder die Handschuhe mit den unsichtbaren Fingerspitzen. Es handelt sich nicht etwa um einen Fausthandschuh sondern um ein Meisterstück, wie es das künftige Handwerk, seitdem es besteht — und es besteht bekanntlich schon sehr lange — noch nie zuvor auf den Markt gebracht hat. Die Handschuhindustrie ist damit einem tiefgefühlten Bedürfnis entgegengekommen. Wir wissen, daß es viel peinliche Damen und Herren gibt, die täglich ein bis zwei Stunden ihrer kostbaren Zeit darauf verwenden, Finger und Fingernägel zu putzen, zu pflegen, zu verschönen. Soll alle diese Liebesmühe vergeblich gewesen sein, wenn der Besitzer glänzender Fingernägel gezwungen ist, Handschuhe zu tragen, die seiner Mitwelt den Anblick der kunstvollen Schöpfungen verwehren? Hier, an diesem Punkt, hat man Abhilfe geschaffen. Die Handschuhfabriken liefern Fabrikate aus Mailänder Seide oder Kunstseide, die derart fein gearbeitet sind, daß der natürliche Fingernagel unter ihnen in seiner vollen Schönheit zur Geltung kommt. Frauen wir uns, abgesehen von jeder ästhetischen Stellungnahme, über unsere siegreiche Technik, die es vermag, aus Holz, aus Rohmaterial der Kunstseide, ein feines Feengewebe zu schaffen, eine Tarnkappe, ein Elfenbeingespinstchen. Auch die Mönche, die zuerst in Europa als geübte und kunstfertige Handschuharbeiter aufgetreten sind, haben sich ihr Material aus dem Wald geholt. Es ist noch die Kunde eines Erlasses von Karl dem Großen aus dem Jahre 790 erhalten geblieben, in dem er den Mönchen eines fränkischen Klosters das unbeschränkte Recht verleiht, Wild in den Wäldern zu jagen, um sich Rohmaterial für ihre Handschuhwerkstatt zu verschaffen. Je anspruchsvoller die Menschen dem Fabrikat gegenüber geworden sind, um so bescheidener werden ihre Ansprüche auf das Arbeitsmaterial. So könnte man schließen, wenn man die kostbaren Luxusfabrikate in Händen hält, die jetzt aus Holz hergestellt werden.

K. D.

—⊙—

Aus dem Engen und Weiten

Eine seltsame Mode.

Amerika hat der Mode schon manchen seltsamen Einfall beschert. So wurde von Ringen berichtet, die mit Diamanten besetzt die Waden schmückten, von Uhren, die auf den Schuhen getragen werden, und mehr tolles Zeug. In Europa können wir uns zwar über das Fehlen von Modetorheiten auch nicht beklagen. Man trägt sehr vieles und manches in Paris, Berlin oder London, das die sittliche Entrüstung unserer Väter und Mütter hervorgerufen hätte. Doch gemach! Ein Stückchen aus der Jugendzeit unserer Gestrengen: In den vierziger Jahren des vorigen Jahrhunderts kam in Paris das „Spiegelkorsett“ auf. Man trug damals das Korsett als eine Art Mieder über dem Kleide. Die Damen der Gesellschaft verfielen nun auf den Gedanken, dieses Leibchen rund um die Taille herum mit kleinen hübschen Spiegeln zu versehen. Wahrlich, eine solche Dame mußte ein wahrer Schatz in den Armen eines eitlen Herrn sein!

Wesensunterschiede zwischen Mann und Frau.

Vor kurzem erschien in Kopenhagen das Werk von zwei dänischen Gelehrten, dem Oberarzt Dr. Secher und dem Magister P. Bahnsen, über die geistigen und körperlichen Unterschiede zwischen Mann und Frau, das viel Beachtung fand. Der physiologische Unterschied zeigt sich bekanntlich auffällig in der Anzahl roter Blutkörperchen: bei Männern 5—6 Mill., bei Frauen 4 bis 5 Millionen. Je 51 Männer und Frauen wurden zur Feststellung des Gedächtnisses herangezogen, wobei sich das der Frauen prozentual als schwächer erwies. Bei Intelligenzprüfungen ergab sich ferner, daß die Frauen diese zwar sicherer bestanden als die Männer, dagegen ihre produktiven Eigenleistungen weit geringer ausfielen. Die „geistige Initiative“ war bei gleicher Begabung auf seiten der Männer größer. Die Beherrschung ihrer Gefühle ist nach Ansicht der beiden Verfasser für die Frauen wesentlich schwieriger als für die Männer. Als Beispiel wurde hier angeführt, daß eine Frau, der ein Mann seine Liebe bekenne, jedenfalls dieses Geständnis mit Interesse anhören würde, selbst wenn sie es bereits früher mehrmals gehört habe oder wenn es mit der größten Einfalt geäußert werde. Sollte es jedoch dem Anbeter einfallen, die Liebe nicht als Leidenschaft sondern als etwas Vernunftgemäßes zu bezeichnen, würde sie fast immer seine Intelligenz bezweifeln. Die „biologische Tragödie“ vieler Frauen endlich sei eine Erscheinung (Sterilität, Gefühlskälte usw.), die leider in allen Kulturländern immer bedrohlicher um sich greife.

Die älteste Frau der Welt.

In Angora hat man nunmehr die unwiderruflich älteste Frau der Welt entdeckt. Sie heißt Fatme Hanum und steht angeblich im 160. Lebensjahr. Man hat ihre Aussagen amtlich nachgeprüft und für richtig befunden. Sie stammt aus der einst türkischen, gegenwärtig bulgarischen Stadt Tirnowo. Sie war Mutter von insgesamt 10 Kindern und will das letzte im ungewöhnlichen Alter von 90 Jahren (!) bekommen haben. Ihr Mann und ihre Kinder sind längst gestorben. Sie zeigt keine Spuren von geistiger Schwäche und fühlt sich körperlich gesund und munter. Es konnte bisher noch nicht ermittelt werden, ob ihr hohes Alter wie das so vieler bulgarischer Bauern ebenfalls dem fleißigen Genuß von Yoghurt zuzuschreiben ist. Die Welt steht jedenfalls vor einem Rätsel.

Ratschläge und Winke

Weiße Ledergürtel und Lederläschchen

säubert man zuerst mittels eines in warmes Wasser getauchten Schwammes. Dann löst man eine Wenigkeit Tragant in Wasser auf, schüttet etwas Magnesia hinzu und rührt die Mischung gut um. Die Gürtel oder die Täschchen werden damit bestrichen und müssen trocknen. Dann reibt man sie mit einem in Talkum getauchten Watteballen ab.

Halbseidene Sonnenschirme

reinigt man mit Kreidemehl. Man taucht ein Wattebäuschchen in das Mehl und reibt die Seide damit ab. Auch Kartoffelmehl und Wiener Weiß können als Reinigungsmittel verwandt werden.

Grünspan entfernt man

von messingenen und bronzenen Beschlägen am einfachsten mit Ammoniakwasser. Man bürstet damit und spült mit klarem Wasser nach.

Das lästige Festkleben der Korke

in Leim- oder Gummibehältern verhütet man, wenn man die Korke mit Oel oder Talg bestreicht.

Milchflecke

aus schwarzen und dunkelblauen Wollkleidern lassen sich durch ein Fleckwasser beseitigen, das man aus vier Eßlöffeln Salmiakgeist, vier Eßlöffeln Weingeist und einem Eßlöffel Salz herstellt. Die Zutaten werden in eine Flasche getan und müssen gut durcheinander geschüttelt werden. Mit dieser Mischung sind die Flecke zu bestreichen.

Schwarze Tuchkleider wieder herzustellen.

Man kocht Kampecheholz eine halbe Stunde lang im Wasser, taucht das von allem Staub gereinigte Tuch zuerst in warmes Wasser und bringt es sodann in die erwärmte Farbbrühe, worin man es dreißig Minuten kochen läßt. Nach dieser Zeit wird ein Stück Eisenvitriol hinzugetan und das Tuch wiederum solange dem Kochen ausgesetzt. Nachdem es hierauf einige Stunden an der Luft gehangen hat, wird es zwei- bis dreimal im kalten Wasser gespült, getrocknet, geplättet und dem Striche nach mit einer weichen Bürste gebürstet, auf welcher vorher einige Tropfen Olivenöl aufzutragen sind. Eine andere Behandlungsweise schreibt vor, daß man auf 30 g Tabak etwa ein Liter heißes Wasser zu gießen hat, das nach halbstündigem Ziehen durch ein Haarsieb geseiht werden muß. Einfach mit dieser Flüssigkeit scharf gebürstet, wird verschossenes Tuch wie neu hergestellt. Sind die Rockkragen besonders reinigungsbedürftig, so werden sie mit grüner Seife eingerieben und mit lauwarmem Wasser mittels einer weichen Bürste vollkommen ausgewaschen.

Flecke von Oel und Teer und Wagenschmiere

werden in gleicher Weise wie Fettflecke behandelt und durch Benzin, Schwefelkohlenstoff etc. entfernt.

—⊙—

Büchertisch

Vorsommersorgen unserer Frauen. Im Daheim (63. Jahrg. Nr. 32) lesen wir: „Der Sommer naht und mit ihm für die Frauen eine Fülle von Kleidersorgen. Die Sonne bringt alle kleinen Schäden an den Tag; sie enthüllt unbarmherzig alles „Vorjährige“, während im Winter bei manchem Ausgang, bei dem man nicht abzulegen brauchte, ein liebevoller Mantel das nicht mehr moderne Kleid deckte. Doch für den Sommer bleibt uns ein anderer Trost: all die hübschen, leichten Stoffe sind nicht entfernt so teuer und weit eher erschwinglich als ein guter Wollstoff oder eine schwere Seide, wie wir sie im Winter benötigten. Auch wird die aufmerksame Beobachterin finden, daß sich die Form der Sommerkleider nicht sehr wesentlich gegen das Vorjahr verändert hat. Die Mode ist jetzt sehr großzügig geworden; sie gestattet ein reiches Nebeneinander von Formen und Farben — erlaubt ist, was gefällt. Wir finden das schlichte Jumper- oder das Hemdblusenkleid mit oder ohne eingesetztes Westchen neben dem etwas fülligeren Volantkleid, wir finden Biesen, Plissees, Quetschfalten und Blenden. Ist für jeden Geschmack ein Schnitt vorhanden, so steht für jeden Geldbeutel auch eine moderne Stoffart zur Verfügung, von der Kunstseide bis zum echten Chinakrepp, vom preiswerten Voile bis zum köstlichen Tüll.“

Verantwortlich: H. Semmelmann, Altena.
Druck und Verlag: W. A. Sank, Altena.

Frauen-Zeitung

Beilage zum Altenaer Kreisblatt zugleich Neuenrader Zeitung

Nr. 19 Altena, den 10. Mai 1927

Vertrauen und so

Es gibt Frauen, die ihren Mann wie einen Kriegsgefangenen behandeln. Wenn er einen Brief öffnet, so warten sie neben ihm, um zu erfahren, was darin steht. Wenn er nach zwanzig Jahren seinen ehemaligen Sextalehrer wiedergesehen hat, so fragen sie ihn, was dieser gesagt hat. Und wenn der Mann einmal fünf Minuten schweigsam vor sich hinstarrt, so heißt es: „Woran denkst du jetzt?“

„Meine Damen, warum machen Sie das? Glauben Sie mir: es ist sehr unangenehm, wenn jemand beständig versucht, einem die Schädeldecke abzunehmen und ins Gehirn zu sehen.

Was sagen Sie? „Ich kann Vertrauen verlangen?“ Du liebe Zeit! Zunächst einmal: jeder irgendwie geartete Druck reizt zum Widerstande. Wer mit seinen Händen hart arbeiten muß, bekommt nach kurzer Zeit Schwielen. Der kleine Junge, der durchaus „Bitte, bitte!“ sagen soll, tut es nicht, und wenn er sich damit ein Osterei erwerben könnte. Und ein Mann, an dem man beständig mit dem Bohrer herumarbeitet, wird nur verstockt davon.

„Aber ich kann Vertr — — —“

Ja doch, ja! Aber man soll sich nie auf etwas versteifen, was nicht freiwillig gegeben wird. Erzwungenes Vertrauen gibt es gar nicht; ein Kreuzverhör ist kein Mittel, um Herzen zu erschließen. Wenn wirklich etwas dabei herauskommt, so ist es Wein mit einem Essigstich, eine Zwetsche, die grün vom Baume gerissen wurde, eine Einnahme, die man verbraucht, ehe sie da ist. Kurz, es ist eine Torheit.

„Aber ich kann — — —“

Ja, Sie können! Aber eine Frau muß warten können, bis der Mann von selber spricht.

„Das tut meiner nie. Er ist schweigsam wie eine Mumie. Wenn ich ihn nicht nach allem frage, sagt er nie etwas!“

O doch, er tuts! Vielleicht nicht gleich. Die Menschen sind ja so verschieden. Mancher spricht sich erst aus, wenn er sich die Sache gehörig zurecht gelegt hat. Drücke ich mich deutlich aus? Ich meine, wenn er die Darstellungsweise herausgefunden hat, die allen Vorwürfen, allem Mißverstehen, allem Besserwissen vorbeugt. Wenn man etwas erzählt, so macht es einem gar keine Freude, wenn der Hörer einem sofort dazwischenfährt: „Siehst du! Das hätte ich dir gleich sagen können!“ Oder: „Warum hast du nicht — —?“ Oder: „Hättest du doch —!“ Ueberhaupt, diese Wendungen sollte man nie gebrauchen, wenn man wirklich eine kluge Frau ist. Wer dem andern etwas erzählt, der wünscht, daß der andere mit ihm fühlt, ihm recht gibt und ausspricht, was man selber denkt. Niemand sehnt sich danach, daß ihm der andere mit dem Kochlöffel auf die Nase schlägt oder das Gesicht mit einer Bürste schrubbt.

Also: lernen Sie schweigen, damit Ihr Gatte reden lernt! Aber, wenns dann einmal über ihn kommt, wenn er die Schleusen seines Gemüts öffnet, dann lauschen Sie! Auch wenn es nachts um zwei Uhr sein sollte und Sie lieber schlafen möchten. Und wenns am Tage ist und Sie Ihr Plätteisen gerade gebrauchsfertig erhitzt haben, stellen Sie es lieber so lange kalt! Frisieren Sie sich nicht, wenn er gerade sein Herz ausschüttet. Kriechen Sie nicht unter den Tisch, um den Fingerhut zu suchen. Lassen Sie die Zeitung liegen! Sie können getrost erst eine Stunde später lesen, daß man im Kapland einen großen blauen Diamanten ausgegraben hat. Sie kriegen ihn ja doch nicht.

Hören Sie so aufmerksam zu, wie Sie können. Denn das Tor seiner Mitteilsamkeit steht nur gerade jetzt flügeloffen. Wenn Sie es versäumen einzutreten, so schlägt es wieder zu und läßt sich später durch kein Brecheisen wieder öffnen.

„Aber mein Mann kriegt nie solche Anwandlungen!“

Dann — — ja dann, meine Liebe, dann hat alles Bohren und Drängen und Belauern keinen Zweck. Denn die Wahrheit erfahren Sie dann doch nicht. Man soll niemals Kraft vergeuden. Man kann einen Besenstiel schütteln, so viel man will, es fallen keine Zwetschen herunter.

Also lassen Sie es lieber. Tun Sie, als läge Ihnen nichts daran. So retten Sie sich wenigstens den Ruhm, ohne Neugier zu sein. Man nennt dies, aus der Not eine Tugend machen!

—⊙—

Die alleinstehende Frau auf der Reise

Von Fr. Freund.

Sicher ist, daß bei jeder Dame, sofern sie nicht ihren Beschützer hat, oder in größerer Reisegesellschaft ist, die Frage akut wird: mit wem wirst du reisen? Wird es eine langweilige oder angenehme Fahrt sein? Wird die Reise deine Menschenkenntnis erweitern oder wirst du auch nur die alltäglichen Gesichter sehen, die gewöhnlichen inhaltslosen Redensarten zu hören bekommen? „Die verheiratete Frau, die in Gesellschaft ihres Gatten das junge Mädchen, welches in Begleitung seines Vaters oder Bruders reist und sich wenig um das Wie und Wohin des Reisens kümmert, — sie wissen beide, daß sie unter sichern Schutz sind: Anders aber ist es mit der alleinstehenden Dame. Wie im Leben schon viele Schwierigkeiten der alleinstehenden Frau in den Weg treten, so geschieht es auch auf der Reise, wo diese den zuerst erwarteten Genuß verbittern. Ist die Fahrkarte gelöst, das Gepäck untergebracht, so geht es auf die Suche nach einem geeigneten Abteil. Allein mag man sich auch nicht setzen. Man sucht also. Der Schaffner ruft uns zu: „Hier, meine Dame, dies ist der Wagen nach X! Wünschen Sie Abteil für Raucher oder Nichtraucher?“ Sinnend stehen wir da. Wir erinnern uns wohl, daß weigereiste Freundinnen vor dem Damenabteil gewarnt haben, weil es da fast immer die eine oder die andere Reisende gibt, die die Fenster hermetisch verschlossen haben will u. der Folge gelesfet werden muß — andere, deren unter dem Mantel verborgene Schoßhündchen Belästigungen hervorrufe. Ein Widerwille ergreift uns, wir eilen zum Nichtraucherabteil. Es ist noch ein Fensterplatz frei, aber drei Herren sitzen in den anderen Ecken. Man bleibt vielleicht die einzige Dame auf längere Zeit, dies ist uns auch unangenehm, weil wir nicht wissen, ob ein wirklich guter Gesellschafter unter den Dreien ist. Was tun? Vor lauter Suchen und Sinnen ist die Abfahrtszeit herangekommen, der Schaffner ermahnt zu schnellem Einsteigen, und nun kommen wir richtig, woran wir am wenigsten gedacht, ins Abteil für Raucher, aber es wird eine angenehme Fahrt.

Die Herren, oftmals in Begleitung ihrer Frauen, haben schon manche Reise, womöglich gerade die von uns gewählte Tour gemacht, sie machen uns auf verschiedene Punkte aufmerksam und sind beflissen, uns auf den Haltestationen zu dienen. War uns auch der Rauch unangenehm, sofern wir selbst Nichtraucherinnen waren, so sagen wir schließlich doch: es war eine schöne Fahrt. Gehen wir ins Nichtraucherabteil, so dreht sich die Unterhaltung um gewöhnliche Dinge, und nach einer Stunde können wir darauf gefaßt sein, die einzig Wachende im ganzen Abteil zu sein. Selten aber wird eine Dame, hat sie nicht besonders starke Nerven, das Damenabteil aufsuchen, wenn beim Eintritt empfängt uns nicht selten ein betäubender Duft von bekannten und unbekannten Parfüms, und kaum ist der Zug in Bewegung, so machen es sich unsere Reisegefährtinnen in jeder Weise bequem. Nach einer halben Stunde, — wenn's noch so lange dauert — gesellen sich zu dem Parfümgeruch auch noch die Düfte der mitgenommenen Speisen, und schließlich erhalten wir noch ein Gratiskonzert von weinenden Kindern, die durch nichts zu beschwichtigen sind. Wenn ich meinen Freundinnen raten soll, so suchen sie das Raucherabteil auf, d. h. nur insofern, wenn sie keine Feindinnen des Tabakrauches sind.

Das alles bezieht sich allerdings nur auf den Tag. Wie aber reisen wir heute in der Nacht? Wollen wir uns nicht in unbequemer Lage im Reiseabteil einem unruhigen Schlummer hingeben, so ist es angebracht, wenn wir im D-Zug fahren, ein Schlafwagenabteil aufzusuchen. Der moderne D-Zug bietet im übrigen so viel Bequemlichkeiten, daß die alleinreisende Dame garnicht empfindet, daß sie in der Eisenbahn sitzt. Große Annehmlichkeiten bietet auch der Speisewagen. Nichts, auch garnichts braucht man zu vermissen, was im allgemeinen das häusliche Leben bequem und lebenswert macht.

Sucht man auf der Bahn Geselligkeit, so wird man diese bei einer Ueberseereise an Bord eines Schiffes sofort finden. Jeder, der an Bord ist, hat das Bedürfnis, sich einem anderen anzuschließen, fallen doch selbst auf dem schwimmenden Fahrzeug Standes- und Rangvorurteile weg. Um das Leben auf einem Schiffe so recht kennen zu lernen, eignet sich natürlich nur eine tage- oder wochenlange Fahrt. Die Reisenden auf dem Schiff sind wie eine große Familie. Ein jeder sucht dem anderen zu dienen, alle wetteifern, das Leben an Bord so angenehm wie möglich zu gestalten, denn man teilt die gleichen Freuden, geht aber auch den gleichen Gefahren entgegen. Darum wird es stets schwer, wenn man am Ziel angelangt ist, sich von einander wieder zu trennen. Die Gedanken des Dichters mögen wohl jeden erfüllen, welcher resigniert in seinem „Schifflein“ die Schlußstrophe dichtete:

„Hart stößt es auf am Strande,
Man trennt sich in die Lande.
Wann sehen wir uns Brüder
Auf einem Schifflein wieder?“

Zum Schluß mögen noch die Fußreisen und Bergpartien erwähnt werden. Will man eine größere Fußpartie unternehmen und Berge erklettern, so muß in allererster Linie für passende Kleidung gesorgt werden, die man in den einschlägigen Konfektionsgeschäften erhält. Steigt man hoch ins Gebirge, wo kein Unterkommen außer in einer Sennhütte zu erwarten ist, so versorge man sich, trotz der Unbequemlichkeit des Tragens mit Eßwaren und einem Trunk, denn es kann einem in der Sennhütte auch einmal passieren, daß man nicht einmal Milch und Brot erhält.

Sollte jedoch diese oder jene unter den geneigten Leserinnen mit allen diesen Arten des Reisens nicht zufrieden sein, so möge sie ruhig das modernste aller Verkehrsmittel, das Flugzeug benutzen. Es wird heute keinem Menschen mehr einfallen, sie deshalb als waghalsige Abenteuerin an den Pranger zu stellen. Das Reisen im Flugzeug ist genau so bequem, wie in der Eisenbahn und auf dem Schiff, nur daß es noch den Vorzug größerer Schnelligkeit hat.

—⊙—

Zehn Gebote für die Mutter

1. Halte dein Kind von frühester Jugend zum Gebet an, nur zwingende Gründe sollten dich hindern, mit ihm das Morgen- und Abendgebet zu sprechen. Du legst damit ein Samenkorn in seine Seele, das reiche Früchte tragen wird.

2. Erwecke in deinem Kinde so früh wie möglich den Sinn für die Natur. Lehre es „sehen“ und Freude auch an den kleinsten Wundern der Schöpfung empfinden. Du lenkst es dadurch unmerklich, aber sicher immer mehr dem Vater im Himmel zu und veredelst seinen Charakter.

3. Härte dein Kind beizeiten ab und gewöhne es an regelmäßige Abreibungen und Abwaschungen.

Freiheit, die ich nicht meine

Skizze von K. Struppe, München

Lilly erwachte später als sonst und hatte einen schweren Kopf. Was war denn geschehen? Quälte sie ein böser Traum, unter dessen Bann sie stand? Nein. Kein Traum, sondern harte Wirklichkeit: Sie hatte sich gestern mit ihrem Verlobten entzweit. Schluß für immer. Es war zwar schon öfters „endgültig aus“ gewesen, doch, meist schon am anderen Morgen, immer wieder die große Versöhnung gekommen. Aber diesmal — das wußte sie — war es endgültig aus. Lilly spürte einen Stich im Herzen und einen unangenehmen Druck im Halse.

Dabei schien die Sonntagssonne so arg fröhlich ins Zimmer. Man konnte also noch ein Stündchen liegen bleiben, konnte es vor allem deswegen, weil Alfred nicht am Bahnhof wartete . . Jeden Sonntag ins Gebirge zu fahren, wie es Alfred verlangte, war doch mit der Zeit recht anstrengend geworden. Heute aber konnte man sich nach Herzenslust ausruhen.

Lilly klingelte nach dem Zimmermädchen. „Kakao, bitte!“ Mit einem kleinen Triumphgefühl sprach sie diese Worte aus. Alfred hatte es nie leiden können, wenn sie Kakao zum Frühstück nahm. „Er macht dich zu dick,“ sagte er. Von nun an brauchte sie nicht mehr bei jedem Leckerbissen an die moderne Linie zu denken, dachte Lilly mit einem Seufzer der Erleichterung — und nahm ein drittes Stück Kuchen.

Wie schön das war, daß ihr der ganze Tag gehörte! Sie konnte zum Beispiel jetzt in die Kirche gehen und die Krönungsmesse von Mozart hören. Mit Alfred ging das nie, selbst wenn sie Sonntags ausnahmsweise in der Stadt blieben. Bei Alfred galt nur Cotik und Vokalmusik. Welche unüberbrückbaren Gegensätze. Und wie gut, daß jetzt alles aus war. Endgültig. Wieder ein Seufzer der Erleichterung.

Lilly wählte mit boshaftem Behagen ein Kostüm, das von Alfred stets als „salopp“ bezeichnet worden war, und setzte die bequeme Baskenmütze auf, mit der sie ihrem korrekten Verlobten nie unter die Augen kommen durfte. Nur schade, daß ihr Alfred heute nicht begegnete. Sicher war er ins Gebirge gefahren. Na, schön langweilig, so allein auf der Benediktenwand herumzusteigen! Ja, aber wenn er nun gar nicht allein kraxelte? Allerlei Begleitungsmöglichkeiten standen ihr plötzlich mit schmerzhafter Deutlichkeit vor Augen, während sie die Bildergalerie durchwanderte und ihr Interesse auf die „Neue Sachlichkeit“ zu sammeln versuchte. Ach, was geht's mich überhaupt noch an, wie er seine Sonntage verbringt! Ich werde sie von jetzt an auch verbringen, wie ich will. Man braucht ja bei dem schönen Wetter gerade nicht in eine Galerie zu gehen . . Immerhin schien es ihr herrlich, ihre volle köstliche Freiheit zu haben.

Wozu hatte sie denn Freundinnen? Freilich, Bella war etwas überrascht, als Lilly sie zu einem Spaziergang abholen wollte.

„Ich kann heute unmöglich,“ sagte sie. „Ich habe nämlich ein Rendezvous. Wir wollen zur Inselmühle. Ach so, Du weißt das noch gar nicht — hast Dich ja seit einem Jahr nicht sehen lassen! Also: ich bin so gut wie verlobt. Heute ist noch entscheidende Aussprache. Du versteht . . .“

„Ja, ich verstehe, daß ihr dabei nicht gestört sein wollt. Das war auch nie meine Absicht. Ich wünsche viel Vergnügen.“

„Gib mir noch schnell einen Rat, welchen von diesen beiden Hüten ich aufsetzen soll. Männer sind in solchen Dingen sehr empfindlich, das weißt Du doch von Deinem Alfred.“

Das wußte Lilly allerdings. Und aus dem reichen Schatz ihrer Erfahrung heraus sagte sie:

„Verwöhne Deinen Zukünftigen nicht zu sehr die Folgen sind verheerend.“

Auf eine weitere Erklärung ließ sie sich jedoch nicht ein; denn es hatte keinen Sinn, einen Menschen, der im Begriff war, sich mit tausend Wonnen in die Gefangenschaft zu stürzen, von der Köstlichkeit der Freiheit überzeugen zu wollen. —

In der Großstadt ist die Luft an einem Frühlingssonntag doch recht drückend. Lilly fühlte das auch. Das Herumspazieren auf gepflasterten Straßen machte sie müde.

Sie fuhr zu ihrer Base. Die war ein vernünftiges, gesetztes Mädchen, nicht so männersüchtig wie Bella.

„Marie hat einen Ausflug zur Benediktenwand unternommen. Du hast ihr so viel vom Gebirge vorgeschwärmt, daß sie gestern mit Liese hineingefahren ist. Sie hoffte Dich und Alfred zu treffen. Ihr wolltet doch . . .“

„Wir wollten, ja. Aber damit hat es nun ein Ende.“

Die Tante war neugierig geworden und lud sie zum Dableiben ein. Aber Lilly dankte und ging.

War denn heute alles verhext? Nein, das kam nur daher, weil man sozusagen auf diesen Tag der Freiheit nicht richtig vorbereitet war. Nächsten Sonntag würde das ganz anders sein. Heute freilich . . Wie wär's, wenn man ins Kino ginge? Dazu verspürte sie schon längst große Lust. Alfred hatte man ja nie dazu bringen können, ein Lichtspieltheater zu besuchen. Doch nachmittags um drei Uhr beim wunderbarsten Wetter sich ins Kino zu setzen, erschien ihr fünfhaft traurig. Abends vielleicht. Jetzt mußte man den Frühlingssonnenschein ausnützen.

Ach, wenn sie nur nicht so müde gewesen wäre! Daran war die unruhig verbrachte Nacht schuld. Oder die Langeweile . . .

Zu Hause hatte sie gute Bücher und eine bequeme Ottomane; doch wollte sie mitten am Nachmittag nicht heimkommen und es der ganzen Pension wissen lassen, wie einsam und verlassen, wie „entlobt“ sie nun war.

Erschöpft ließ Lilly sich in einem Kaffeehaus nieder. Auch ein langentbehrtes Vergnügen! Aber es schien ihr doch nicht so behaglich, wie sie gemeint hatte. Sie war den Tabakrauch und die moderne Musik nicht mehr gewöhnt. Und das Sonntagspublikum war auch etwas lärmend. Im Gebirge mußte es entschieden stiller und schöner sein.

„Eine Illustrierte, bitte!“

„Sofort, bitte sehr!“

Die Zeitung wurde niemals gebracht. Natürlich, wer bedient auch so eine Sitzengelassene mit vorzugsweiser Aufmerksamkeit?

Lilly zahlte verdrossen und ging.

Kino oder Theater? Fürs Theater hätte sie sich umziehen müssen — und sie mochte jetzt nicht heimkommen . . .

Vor dem neuen großen Kino, in das sie gehen wollte, standen die Menschen zur ersten Abendvorstellung zu Hunderten an. Enttäuscht kehrte Lilly um.

Müde und zerschlagen ob all der genossenen Freiheit wankte sie heimwärts. Auf der Treppe traf sie Alfred.

„Entschuldige,“ sagte er etwas verlegen, „habe ich nicht aus Versehen meinen Feldstecher bei Dir liegen lassen?“

In unwillkürlicher Reflexbewegung hatte sich Lilly beim Anblick ihres Entlobten die Baskenmütze vom Kopfe gerissen.

„Es war heute so zweifelhaftes Wetter“, sagte sie, wie zur Erklärung ihres regelwidrigen Anzuges. —

„Natürlich . . . Nächsten Sonntag wird es hoffentlich wieder ganz klar sein . . .“

„Ja, hoffentlich,“ sagte Lilly und begrub mit einem dritten Seufzer der Erleichterung ihre kühnen Träume der Freiheit.

Rezept. Wir wollen hier gar nicht von den notorischen Leiden sprechen, die sie durch die Ehe auf sich nimmt. Seien Sie unbesorgt, der Mann schenkt der Frau nichts, aber auch gar nichts. Es geht der Frau noch immer nicht zu gut, und von der Gleichberechtigung sind wir leider auch noch recht weit entfernt. In den Ruf: „Gleichberechtigung und Gleichverpflichtung“ wird jede Frau gern einstimmen, doch werden die Männer, denen schon eine Tasse Kaffee für eine Dame eine zu große Ausgabe ist, wohl die ersten sein, die sich dagegen sträuben.“

Es muß nunmehr jeder Leserin selbst überlassen bleiben, die Anschauungen der vorangegangenen Briefverfasserinnen zu teilen oder nicht. Allerdings dürfte es angebracht sein, in puncto: „Wer zahlt die Zeche?“ einen harmonischen Ausgleich herbeizuführen. Auf keinen Fall dürfen selbst in der Gleichberechtigung die Gegensätze auseinanderprallen. Die Frage: „Wer zahlt die Zeche?“ muß den jeweiligen Verhältnissen und Umständen Rechnung tragen. Wenn ein Mann eine Dame zu irgend einer Veranstaltung einladet, so heißt das mit anderen Worten: er sehnt eine Gelegenheit herbei, um mit ihr zusammen zu sein. Das Erscheinen der Dame, die seiner Einladung Folge leistet, ist dann schon Lohn, der reichlich lohnt. Diese eingeladene Dame wird es verstehen, daß es der Herr als eine Beleidigung auffassen würde, wenn sie die entstehende Zeche von ihrer Seite aus selbst bezahlen wollte, denn dieser schätzt sich ja glücklich, ihr eine kleine Aufmerksamkeit erweisen zu können. Wiederum muß die Frau den Verhältnissen des Mannes Rechnung tragen und es als eine Selbstverständlichkeit ansehen, auch einmal die Zeche selbst zu bezahlen, wenn sich der Freund bei schwacher Kasse befindet, was ja schließlich überall einmal vorkommt. Es darf sich nicht dabei um eine geschäftliche Angelegenheit handeln, sondern um ein gegenseitiges Entgegenkommen. Wenn die Gleichverpflichtung korrekt durchgeführt würde, wäre es sicherlich mit dem poetischen Zauber vorbei, der doch ein Zusammensein verschönen soll. Wer zahlt die Zeche? Takt und feines Gefühl sollen darüber entscheiden, aber nicht der trockene Geschäftssinn.

Die Ueberschrift müßte eigentlich heißen: „Die Frau soll ihre Zeche bezahlen“; schreibt eine Frau Ho., und wir wollen zum Schluß auch sie noch einmal zu Worte kommen lassen: „Die Frau soll ihre Zeche bezahlen“; denn wie unsere Mütter in ihrer Jugend zu stolz waren, sich vom Manne etwas schenken zu lassen, sollten die Männer heute natürlich auch zu stolz sein, von der Frau etwas geschenkt zu nehmen. Mit dem Stolz der heutigen „gleichberechtigten“ Frauen scheint es nicht weit her zu sein. Die Frauen verdrängen heute die Männer aus gutbezahlten Stellungen, und trotzdem kann man es täglich beobachten, daß die Kosten für Theater- und Restaurantbesuch von Paaren, bei denen die Frau die materiell besser Gestellte ist, ausschließlich vom Manne bestritten werden müssen; was von den „stolzen gleichberechtigten Frauen“ als ganz selbstverständlich hingenommen wird. Ausnahmen bestätigen auch hier die Regel. Auch bei den wenigen Frauen, die aufgrund ihrer materiellen Gleichstellung oder gar Ueberlegenheit, ihrem Begleiter getrennte Kasse oder irgend eine Beteiligung an den Ausgaben anbieten, ist auch stets etwas mehr Rücksicht auf die Kasse bei Aeußerung ihrer Wünsche zu beobachten. Also ihr stolzen Frauen: dehnt eure Gleichberechtigung auch auf die Bestreitung der Ausgaben beim Ausgang mit ihm aus.

W. S.

Wer zahlt die Zeche?

Die moderne Zeit hat mit vielen Anschauungen, die unseren Müttern und Großmüttern als unumstößliche Dogmas galten, endgültig aufgeräumt. Die Frau geht allein zum Konzert, tritt selbständig im Restaurant und Kaffee auf, steht in allen männlichen Berufen, trinkt ihr Bier und raucht die Zigarette genau wie der Mann, sie ist mit einem Wort: emanzipiert. Wir leben also im Zeitalter der Gleichberechtigung. Was der Mann sich in allen Lebenslagen erlauben kann, hindert die Frau nicht, dasselbe zu tun.

Wie sieht es aber nun mit der vielgepriesenen „Gleichberechtigung“ aus? Steht sie nicht nur, wie so vieles andere, auf dem Papier, als klingendes Wort ohne positiven Wert? Heute verdient der Mann, verdient die Frau, beide sind selbst Ernährer. Um korrekt zu sein, müßte also auch jeder seine Zeche im Lokal oder Kaffeehaus selbst bezahlen, denn so will es doch die Gleichberechtigung! Es dürfte interessant sein, in puncto: „Zeche bezahlen“ einige Meinungen zu hören.

Zu diesem Thema schreibt eine Frau R.:

„Ich bin überzeugt, daß fast unter allen Junggesellen die Meinung vertreten ist, daß die Frau, wenn sie Selbstverdienerin ist, auch ihre Zeche selbst bezahlt. Es dürfte nicht schwer fallen, heute eine Frau zu finden, der man ganz selbstverständlich getrennte Kasse zumuten darf. Erfreulicherweise habe ich, wenigstens in meinem Bekanntenkreise, die Tatsache feststellen können, daß die Damen, die für eine Gleichberechtigung eintreten, auch die Gleichverpflichtungen übernehmen. Jede moderne Frau, die selbst verdient, wird heute auch nicht mehr als Selbstverständlichkeit ihrem Kavalier zumuten, alles für sie zu bezahlen. Wenn auch nicht eine direkte Abrechnung vor dem Kellner oder der Theaterkasse stattfinden darf, so wird sich immer für die Frau eine Gelegenheit bieten, dem Herrn die veranlagte Summe wiederzugeben, sei es in bar oder durch „zufällige“ Selbstbesorgung von Karten für irgend eine Veranstaltung. Andererseits gibt es heute aber leider noch viele Damen, die es nicht verstehen können, wenn ein Mann einmal kein Geld hat, und es als eine persönliche Beleidigung auffassen, daß sich ihr „Herr“ in seinen Ausgaben etwas einschränkt. Viele glückliche Neigungen gehen dadurch auseinander, daß der Herr infolge knapper Kasse irgend einen Grund sucht, um das Verhältnis abzubrechen, da er nicht wagt, mit seiner Freundin über Geldangelegenheiten zu sprechen.“

Eine Frau M. schreibt:

„Darf in einer Zeit größter wirtschaftlicher Not, die viele Männer stellungslos macht und die wirklich Beschäftigten nur selten eine auskömmliche Lebensführung gestattet, einem Manne zugemutet werden, alle sich aus gesellschaftlichen Verpflichtungen ergebenden Kosten zu bestreiten? Er muß es nach den heute noch geltenden Regeln unbedingt tun oder aber die traurige Erfahrung machen, daß sich das Interesse der betreffenden Dame merklich abkühlt. Kein von fortschrittlichem Geist erfüllter Mann wird heute der Frau die Gleichberechtigung absprechen wollen, aber begibt sich eine Frau nicht schon in ein gewisses Abhängigkeitsverhältnis, wenn sie vom Manne in dieser Beziehung Entgegenkommen verlangt oder erwartet? Man darf darum wohl mit Recht die Frage aufwerfen, wo beginnt und wo endet die Gleichberechtigung der Frau?

Zum Schluß noch eine dritte Meinung. Eine Frau W. schreibt:

„Es wird vielfach übersehen, daß die Frau viel mehr Verpflichtungen hat als der Mann. Jeder Mann, der auch nur einigermaßen eine Position hat, erwartet von seiner Zukünftigen doch wenigstens die „Aussteuer“. Die meisten sind sich gar nicht darüber klar, wie unglaublich viel dazu gehört und wie schwer es gerade jetzt ist, die Aussteuer herbeizuschaffen. Da muß von seiten der Frau gespart und gehamstert werden, jahrelang. Wer die gleichen Verpflichtungen verlangt, möge daher auch die Hälfte zur Aussteuer beisteuern, dann wird sich keine Frau weigern, auch ihre Zeche selber zu bezahlen. Kommen Sie mir nicht mit der flüchtigen Ausrede, das der Mann nachher für die Frau aufzukommen hat und dies ein Gegengewicht wäre. Ich bin der Ueberzeugung, daß die Frau, die nur in Selbstaufopferung für Mann und Kinder lebt, sich ihr Brot sauer genug verdient.“

---

4. Gestatte nie, daß es mit unsauberen Händen oder ungeordnetem Haar zu Tische kommt. Erziehe ihm Sorgfalt für sein Äußeres an, ohne die Eitelkeit zu pflegen.

5. Halte streng auf Befolgung des Spruches: Für jedes Ding einen Platz und jedes Ding an seinen Platz.

6. Gewöhne das Kind, jeden Abend beim Zubettgehen seinen Anzug selbst nachzusehen und etwaige Schäden dir oder deiner Stellvertreterin zu sofortiger Ausbesserung zu bringen.

7. Achte darauf, daß die Anstrengungen des Geistes durch die Schule durch körperliche Anstrengungen, Ausübung eines Sportes usw. ausgeglichen werden.

8. Verlange unbedingten Gehorsam, aber überlege ja, ehe du etwas befiehlst, ob das Kind auch dem Befehl nachkommen kann.

9. Hüte dich, Strafen anzudrohen, ohne sie auszuführen, wenn du nicht deines Ansehens verlustig gehen willst.

10. Erziehe dein Kind zur Selbständigkeit. Gib ihm keine Krücken, baue ihm keine Geländer, sondern lehre es, fest auf den eigenen Füßen zu stehen, der eigenen Kraft vertrauen; denn du kannst ihm nicht immer behütend zur Seite stehen, und nur die innerlich starken, die Schwindelfreien, kommen unversehrt über die Abgründe des Lebens.

Die Pflege des Körpers

Von L. Hansen.

Die Blume im Topfe lehrt uns täglich deutlich die Wirkung der Pflege. Wenn man sie nicht begießt, so werden Stamm, Blätter und Zweige bald verwelken, die Blumenblätter fallen ab, die Knospen trocknen und nach kurzer Zeit wird die ganze Blume zerstört, die Pflanze tot sein. Wird sie begossen, die Erde gelockert und werden Stiele und Blätter vom Staub befreit, so lacht uns eine lebensfrische Blume entgegen, deren Anblick uns erfreut. Die Blätter im saftigen Grün, die Blüten im kräftigen Schmelz und die Knospen und Ansätze zu neuen Blüten sind unsere Augenweide.

Genau so ist es beim weiblichen Körper, der die sorgsamste Pflege genießen muß. Darum ist jede Hausfrau vor Vernachlässigung der Körperpflege zu warnen. Wenn man auch nicht verlangen kann, daß sie morgens, mittags und abends mit dem Punktroller arbeitet oder sich andere moderne Hilfsmittel der Körper- und Gesundheitspflege zu eigen macht, so kann man doch zum mindesten erwarten, daß sie bestimmten Anweisungen und Regeln für die Pflege der Schönheit Folge leistet.

Die meisten unsere körperliche Schönheit bezweckenden Mittel sind das Produkt eines großen Irrtums, indem sie den menschlichen Körper wie eine Puppe meinen behandeln zu können, die nicht nur nach Belieben in jede für ansprechend gehaltene Form gezwängt und mit Schmuck ausgeputzt werden kann, nein, die man auch nach Geschmack und Wunsch neu bemalt und färbt, wenn Teint, Frische und Schmelz verbraucht wurden.

Nun sind die gebleichten Wangen aber nicht von Wachs, das ermattete glanzlose Auge nicht von Porzellan, sondern sie stehen in so innigem Zusammenhange mit der Gesundheit des ganzen Organismus, daß eine tatsächliche Verschönerung nur von innen heraus, aus der Wiederherstellung der gestörten Lebensfunktionen hervorgehen kann.

Die blendendste Schminke ist kein Lebensrot des Blutes, der feinste Stift gibt den Lippen nicht die blumige Frische wieder, sondern täuscht für den Blick des Auges nur eine Lüge hin.

Bei allen diesen Mitteln ist außerdem noch häufig die Gefahr vorhanden, daß diese Präparate für eine flüchtige und oft genug nicht einmal gelungene Imitation des Scheins von Schönheit sind, und die Grundelemente einer angenehmen äußeren Erscheinung zerstören. Eingeführt durch Gewohnheit, Beispiel, gedankenlose aller Einsicht und Beurteilung entbehrende Nachahmung, vertrauensvolle Leichtgläubigkeit haben manche solcher Mittel einen an sich guten Teint von Grund aus und für alle Zeit verdorben.

Die Pflege der Schönheit ist von zwei Grundbedingungen abhängig: erstens von der Vermeidung aller derselben schädlichen Einflüsse, und zweitens von der eigentlichen Pflege, d. h. von der Anwendung solcher Mittel, welche, wenn nicht eine Erhöhung, so doch eine Konservierung derselben bewirken.

Als eine der wichtigsten Momente unserer Schönheit gilt zunächst der Teint. Der Gesamtbegriff der verschiedenen Farbenmischungen der Haut ist seine Schönheit, gleich der einer Glasscheibe, aus der ein schönes Bild hervorsieht. Nur ein gesunder Körper wird jene weißen und roten Rosen darauf malen, die von keiner Imitation erreicht werden können, und welche uns die trügerischen Farben gewisser Leiden so schmerzlich und wehmütig erscheinen lassen.

In vollendeter Schönheit und Gesundheit, einer immerhin sehr seltenen Naturgabe, auf welche klimatische Einflüsse, elterliches Erbteil und eine sorgsame Pflege des Körpers von wesentlicher Einwirkung sind, erfordert es die sorgsamste Beachtung, ihn dauernd zu konservieren. Denn gerade je schöner und zarter er ist, in desto größerem Maße ist er schädlichen Einwirkungen ausgesetzt.

Wer kennt nicht die gefährlichen Einwirkungen der Sonnenstrahlen, besonders des Frühlingslichtes, wer hätte nicht erfahren, in welcher Weise starke Hitze oder Sonne, darauf folgende starke Abkühlung, Zugluft oder kalte Zimmer darauf zurückwirken, wie der Gebrauch und die Anwendung auf jener Farben, welche die chemisch wirkenden Sonnenstrahlen anziehen, nicht ohne bedauerlichen Einfluß bleiben? Sie sind fast immer die Ursache der so gefürchteten Sommersflecken, für welche rot- oder hellblonde Frauen so ganz besonders empfänglich sind.

Ein sehr empfehlenswertes Mittel, das seine Wirkung nur in sehr vereinzelten Fällen versagt, findet man in einem Waschwasser von ausgekochten ganz jungen Zweigen und Ranken der Weinrebe. Auch eine Abwaschung mit dem kaligewordenen Kochwasser einer Mischung von Kamillenblüten und Bilsenkraut tut bei diesen Flecken gute Dienste, und diese Wirkung wird verstärkt, wenn man die Flecke vor dem Schlafengehen sanft mit gekochten Bilsenkrautöl einreibt.

Wo die sogenannten dunkelbraunen Sommersprossen der Anwendung dieser Mittel nicht weichen wollen, und das ist bei brünettem Teint am häufigsten der Fall, ist vielfach eine verdünnte Auflösung von Quecksilbersublimat empfohlen worden.

Außer einer Verunzierung des Teints durch Sommersprossen und Leberflecken wird eine Entstellung auch noch durch jene Unreinheiten bewirkt, die wir Hautblüten, Pusteln, Mitesser und Hitzblätterchen zu nennen gewöhnt sind.

Von jeher ein Hauptgegenstand der schönheitlichen Bestrebungen, haben diese hartnäckigen und nicht selten schwer genug zu beseitigenden Feinde unserer Haut der Industrie, dem Charlatanismus vielleicht das ergiebigste Feld dargeboten. Die Zahl der „Universalmittel“ gegen schlechten Teint, die hier aufgetaucht und oft zum Unheil gebräuchlich geworden sind, festzustellen, dürfte kaum noch möglich sein.

Handelt es sich um eine Behandlung, die tatsächlich Aussicht auf Erfolg darbieten soll, so wird zunächst immer festzustellen sein, ob diese störenden Erscheinungen der Haut nicht auf allgemein körperliche Indispositionen zurückzuführen sind, auf Verdauungsunregelmäßigkeiten, die wir gemeinhin „Unreinlichkeiten im Blute“ nennen, oder ob man es nur mit oberflächlichen Störungen der Hautschicht zu tun hat. Werden in jenen Fällen abführende Mittel und eine Diät, welche zu Kongestionen nach der Haut keine Veranlassung gibt, am Platze sein, so kann für einfache Störungen in dem Hautleben durch Waschungen und Bäder recht wirksames dafür geschehen. Zu denjenigen Mitteln, welche in solchen leichteren Fällen meist gute Dienste tun, sind zu rechnen: Waschungen mit Kleiewasser, Mandelkleie und Alantheewurzel- und Reiswasser mit Kampfer.

Handelt es sich um den den Teint ganz besonders verunzierenden Mitesser, so pflegt man außer diesen Waschungen häufig eine rationelle örtliche Behandlung in Aktion treten zu lassen.

Es ist eine angenehme Wahrnehmung, daß ein wahrhaft schöner Teint nicht leicht ruiniert werden kann; indessen greife die Hand, die ihn erst zu erlangen bestrebt ist, unter allen Umständen zu kaltem Wasser. Wenn ein schöner Teint immer die Blüte der Gesundheit ist, so wird in bestimmten Fällen die direkte Einwirkung auf die Haut sich ganz unzulänglich erweisen und bei ernsten organischen Ursachen schlechter oder ungesunder Hautfärbung eine natürliche Veränderung derselben meist garnicht zu erreichen sein.

In solchen Fällen suchte man von altersher durch künstliche Färbung jene Jugendblüte hervorzuzaubern, welche die Natur grausam versagte, und so entstand die Nachhilfe des Schminkens.

Aber gäbe es wirklich eine Jugendblüte, die auf den Wangen liegt, wie der Duft der Blume? Nein, mag es schon Schminken geben, deren wissenschaftliche Analyse uns die Gewähr gibt, daß sie unseren Organismus nicht zerstören werden, so wird auch keine Schminke von dem Vorwurf frei sein, daß sie den größten Reiz des weiblichen Antlitzes — seinen natürlichen Farbenwechsel, die reizende Fähigkeit erröten zu können — zerstört.

An ihren Röcken sollt ihr sie erkennen!

Der Kampf der Geschlechter findet einen höchst sinnvollen Ausdruck in den Veränderungen zwischen den beiden äußerlichen Attributen der Männlichkeit und der Weiblichkeit, zwischen Frauenrock und Herrenbeinkleid. Hin und her wogt der Kampf, jede Niederlage, jeder Sieg, sie hinterlassen deutliche Spuren an ihnen, und wie von einem Barometer kann man den Stand der Dinge ablesen von dem Zuschnitt des Rockes, von der Form des nach neuester Mode gearbeiteten Wahrzeichens maskuliner Zugehörigkeit. Eine tiefe Kluft gähnt zwischen diesen beiden Produkten der Konfektion, und schon der kleine Bub ahnt die Bedeutung seines Unternehmens, das konfliktheitige Problem, das er damit anschneidet, wenn er ernst und gemessen, mit männlicher Würde in sein erstes Höschen steigt. Auf ewig begraben und völlig in das Idyll umgekehrt scheint der Kampf in jener Zeit zu sein, da die Frau in weitgebauschten Krinolinröcken einherrauschte, sich in ihr Schicksal fügte und jegliches Eroberungsgelüst auf die unerreichbaren Unaussprechlichen aufgegeben zu haben schien. Doch die Zeiten änderten sich, und die Röcke mit ihnen. Sieht man sich die Kampfflaggen der Geschlechter von heute an, so erhellt daraus ganz klar, welche Wendungen des Kriegsglücks eingetreten sind. Auf der einen Seite enge, schmale Humpelröckchen und bei dem Gegner nun nicht gerade das Bild eines Wolle spinnenden Odysseus, aber Beinkleider, die von Tag zu Tag weiter werden, sich jede einzelne Röhre in unverkennbarer Richtung nach dem Damenrock zu entwickelt. Freilich werden auch Warnungsstimmen laut, die Unvorsichtige über die Höchstmaße der Rockgiebigkeit unterrichten wollen und einem 1,80 Meter hochgewachsenen Vertreter der Maskulinen im alleräußersten Falle Hosenweite von 70 Zentimeter am Knie und 60 cm über dem Stiefel gestatten unter dem Hinweis, daß diese Maße im Vergleich zu 1922/23 bereits Konzessionen von 10 bis 12 cm darstellen. Aber wer vermag es, dem großen Rad der Weltgeschichte in die Speichen zu greifen! Auch jene Leute werden das nicht tun, die da Versammlungen und Kongresse einberufen, um die Frauen wieder auf den richtigen Weg zu führen und ihnen